

## Die große Figur

Ich sah die Uhr erst in dem Moment dort liegen, als die junge Frau neben mir nach ihr griff. Ich sah ihre Hand, die sich langsam darunter schob, als wolle sie eine Erklärung geben. Es war eine Uhr mit einem ledernen Armband, in ihren Goldfarben hob sie sich deutlich vom dunklen Holzboden ab, sie sah neu aus, glänzend, unberührt. Ich empfand keine Verwunderung darüber, dass sie offenbar unbemerkt verlorengegangen war, fremd wie sie war, in dieser Welt. Die Frau, die sich nun bückte, musste mit mir aus der Bahn gestiegen sein, die noch leicht schwankte, die Türen hatten sich bereits wieder hinter uns geschlossen. Die Frau blieb zurück, hob die Uhr vom Boden auf, unsere Wege trennten sich. Ich erinnere mich genau, es war die Zeit im Jahr, in der man die Fliegen im Gegenlicht der schon tiefstehenden Sonne sieht, die Tage unentschieden zwischen überraschender Wärme und einer Kälte, gegen die man sich bereits wappnete. Je kürzer die Tage werden, so dachte ich damals, desto heller würde es in dem zum Hof gelegenen Zimmer sein, wenn der große Baum hinter dem Haus seine Blätter ganz verloren haben würde. Schon jetzt wehten einzelne Blätter von unten herauf, für Momente sah ich sie am Fenster entlanggleiten, als fielen sie nicht, sondern gehörten der Luft. Doch ich hatte mich geirrt, mit jedem Tag wurde das Licht im Zimmer fahler. Es waren die Tage eines Aufbruchs. Es waren noch keine Kisten gepackt und die Bilder hingen noch an den Wänden, und doch hatte der Aufbruch bereits begonnen. Ich wollte aufbrechen und doch schien es mir übereilt, ich war eben erst angekommen in dieser Stadt. Ich prägte mir Wegstrecken ein, las die Namen der Haltestellen und verfolgte auf dem Stadtplan den Streckenverlauf der Bahn, die über dem Fluss dahinratterte und von der aus man die Stadt wie seitenverkehrt durchquerte. Ich fuhr mit dem Gefühl, eingeweiht zu werden in das Leben der Stadt, an dem alle um mich wie selbstverständlich teilnahmen. Ich sah die wieder neu bewohnten alten Häuser und ehemaligen Fabrikgebäude, die

brachliegenden Flächen, die sich zum Fluss hin erstreckten, die Parkplätze und die Gärten von Häusern, die im vergangenen Jahrhundert wohl einmal herrschaftlich angemutet hatten. Ich maß Abstände zum ersten Mal, schnitt Wege ab und fand noch immer hier und da offenes Gelände zwischen zwei Häusern. Stand mit einem Mal vor einem Abgrund und konnte meinen Blick lange nicht abwenden, schaute Straßenzügen nach, die das Tal hinab und wieder hinauf führen. Parkende Autos säumen die Ränder der engen Straßen. Man kann sich vorstellen, hier zu leben, wenn man an den Fassaden hochaufragender Häuser in den hellen Abendhimmel hinaufschaut. Die Balkone sind nicht hergerichtet für ein Leben unter freiem Himmel, aber sicher sieht man von dort aus die Häuser am gegenüberliegenden Hang und das bei Nacht helle Band der Straßenlaternen, die sich in leichter Wölbung die Straße hinab- und wieder hinaufwinden.

Wieder fällt etwas auf den Boden. Ich ahme einen hohen Ton nach. Ich höre Musik, die Stimme einer Frau. Die Stimme nimmt eine Wendung ins Tiefere, ich gehe ihr nach, forme einzelne Worte, die ich verstehe, fülle die Zwischenräume mit einem anhaltenden Ton wie die Erinnerung an etwas, das ich nicht greifen kann. Wieder denke ich an die Worte meiner Mutter, die sie mir schrieb. Sie hatte dem Blatt, das ganz mit ihrer großen geschwungenen Handschrift bedeckt war, einen kleinen weißen Zettel beigelegt, auf dem sie mich bat, einer Freundin zu schreiben, mit der ich zusammen studiert hatte. Einige Zeilen nur, so lautet die Bitte meiner Mutter, und ich nehme eine Spur Unwillen in ihren Worten wahr. Neben dem bunten Aufkleber, der ein kleines gemaltes Tier zeigt, hatte sie mir auch ihre Adresse notiert, an die ich mich erinnerte, als ich sie las. Ich weiß, wo meine Freundin lebt, zu der ich lange schon keinen Kontakt mehr habe. Es ist eine Adresse, bei der ich an eine Reihe von Einfamilienhäusern in der Vorstadt denke, an Häuser, die in der Hälfte geteilt sind, beide Hälften haben unterschiedliche Farben. Ich denke an kleine runde Steine im Vorgarten, an kleine Gärten, durch die schmale gepflasterte Wege

hindurchführen. An Terrassen, auf denen man den Sommer über sitzen kann und über die kleine farbige Sonnenmarkisen gespannt sind. Ich antworte meiner Mutter nicht auf ihre Briefe. Meistens sind es auf der Rückseite beschriebene Postkarten. Auf ihnen sehe ich, wie die Sonne aufgeht, wie sie untergeht. Jahr um Jahr, Woche um Woche beklagt sich meine Mutter über meinen Vater, der ihr das Leben schwer macht. Ich habe mich an ihren Unmut gewöhnt, an ihre unverrückbare Sicht auf die Dinge, ihren biegsamen und nie zu brechenden Widerstand.

Das Arbeitszimmer der Wohnung, die ich nun bewohne, ist immer hell. Auch in der Nacht. Dann scheint der Mond hinein, wirft den Schatten des Fensterkreuzes an die Wand. Auf dem Foto, das den Mond im linken oberen Fenster zeigt, sehe ich ihn in vielfacher Gestalt, er setzt sich fort in einer Reihe kleinerer Monde, die von ihm ausfließen, bis sie schließlich nur noch winzige leuchtende Punkte in der Nacht sind, nicht größer als das Licht der Straßenlaternen. Im Sommer fällt das Licht der Sonne durch die beiden Fenster des Zimmers, die Hitze steht darin, kein Luftzug geht hindurch. Einmal wache ich in der Nacht auf von einem plötzlichen Geruch, ein schwerer süßer Duft, der mich einhüllt und mir den Atem nimmt, es ist ein Moment des Schreckens. Ich denke an Kirschblüten, die es hier in der Stadt nicht gibt. Durch die dichtbelaubten Äste der Bäume vor meinem Fenster sehe ich den Lichtern der Autos nach, ich spüre es, wenn der Bus an unserem Haus vorüberfährt, das Beben verliert sich erst, wenn er bereits kaum noch zu sehen ist. In der Dämmerung sehe ich vom Küchenfenster aus im Hof eine Fledermaus fliegen. An langen Sommerabenden dringt Musik herauf; Gesprächsfetzen, Schreie vereinzelt, Laute und Lachen, das Geräusch von zerbrechendem Glas. Einmal erwache ich von einem Wirrwarr aus Sprachen, ich erinnere mich an die Stimme eines jungen Mannes, er spricht in einer Sprache, die nicht die seine ist, er setzt seine Worte wie Schritte in unwegbarem Gebiet. Seit vielen Jahren schon träume ich von Häusern, die ich allein bewohne, aber ich scheitere bei dem Versuch, sie zu durchdringen, sie verbergen ihre

Geheimnisse vor mir. Ich stoße mich am Leben der anderen, die vor mir hier gelebt haben, ich sehe sie nie in meinen Träumen. Suche meinen Weg zwischen ihren Möbeln hindurch, fühle mich lebendig zwischen all den in Schachteln verstauten Dingen, die wie zufällig herumstehen. Ich träume von Fenstern, die sich zu anderen Räumen öffnen, von Wänden, die an zu niedrige Decken stoßen, vom Staub, der sich auf Büchern und Holz, auf den Polstern und Spiegeln abgelagert hat, endlich verliere ich die Orientierung. Erinnerungen streifen ihre Zeit ab, sie gehen unverändert hindurch, wie jener Mann, den ich einmal in der Bahn traf. Ein kräftiger Mann, dessen Alter ich nicht würde sagen können, ein alter Mann vielleicht, oder doch erst in der Mitte des Lebens, das blondgraue Haar kurz und an der Seite gescheitelt. Die Hosen aus schwarzem Cord, schwere Schuhe. Durch die Jacke zeichnete sich die Statur des Mannes ab, seine breiten Schultern, er saß aufrecht, in sich gekehrt zugleich, ich sah ihn von einer Theaterprobe kommen, stellte mir den Widerhall seiner Schritte vor in dem nach oben offenen Raum, in dem er am Ende allein war. Er sah auf, müde schien er mir, streifte die ein- und aussteigenden Fahrgäste mit dem Blick, nicht teilnahmslos, dachte ich, nur ohne sichtbare Regung, die Daumen seiner zwischen den Oberschenkeln liegenden Hände berührten einander. Kurz sah er auch mich an. Er saß noch, als ich bereits an der Tür stand, um auszusteigen, und so war ich überrascht, als ich ihn plötzlich vor mir in der Menschenmenge auftauchen sah. Ohne den Gedanken, ihm folgen zu wollen, bestieg ich hinter ihm die Treppe, ließ mich hinaufziehen vom Strom der Menschen. Es wäre so einfach, dachte ich, ich erklomm einige Stufen, bis mir klar wurde, dass ich diesen Weg noch nie genommen hatte, dass mein Weg unten an der Treppe vorbeiführte, wo ich auf die nächste Bahn warten würde. Er ist fort und ich versuche mich zu erinnern, doch das letzte Bild ist bereits überlagert von anderen Bildern, älteren. Von einem Foto, das Schleifs Gesicht zeigt, vor einem Hintergrund, der mir immer unerklärlich war. Er wirkt nachdenklich und verloren auf diesem Bild, ich vergrößere es, es ist

auch etwas von einer ratlosen Neugier darin. Es gibt ein Selbstporträt von ihm, das ich nicht ansehen kann, ohne wiederum an jemand anderen zu denken. Das Gesicht schmal, hell und blau die Augen, wie Strudel klaren Wassers, eine Bewegung im Stillstand. Seine Züge verraten Konzentration, sind streng, unerbittlich, der Blick ist gerichtet auf das eine, das ihm und vielleicht nur ihm erscheint. Die Dunkelheit um ihn wie der schwarze Vorhang einer Bühne, er tritt aus ihr heraus, in einer Deutlichkeit, die mich irritiert.

Ich spreche von ihr und nenne sie meine Freundin, als sei das etwas, das immer wahr ist, vor der Begegnung mit ihr und danach, als sei es eine Verbindung unberührt von der Zeit. Ich erinnere mich, wie wir nebeneinander auf einem Sofa sitzen, auf weichen braunen Polstern. Sie sieht mich nicht an, sie spricht von ihrer Mutter, stellt sie zwischen uns. Verlieb dich bloß nicht in ihn, das habe ihre Mutter ihr geraten, als sie ihr von dem Brief erzählte, den er ihr aus Italien geschrieben hatte. Vor ein paar Tagen sei er eingetroffen. Er hat mir geschrieben, wie er dir geschrieben hat, sagt sie zu mir. Sie habe Herzklopfen gehabt, als sie den Brief öffnete, ihre Mutter habe sie gewarnt. Verlieb dich nicht in ihn, habe sie gesagt. Als habe man die Wahl. Sie aber scheint sie zu haben, meine Freundin. Sie erzählt mir davon, in knappen Sätzen, als habe sie eine Entscheidung getroffen, als überließe sie mich meinem Schicksal. Später, an einem Sommertag, sitzen wir nebeneinander in unserem Hotelzimmer auf dem Bett, ich spüre das Holz im Rücken. Er ist der Teufel, sagt sie zu mir, versteh mich nicht falsch. Durch das kleine Fenster fällt Sonnenlicht, der gelbe Vorhang bedeckt es zur Hälfte, das Licht durchdringt den Stoff. Der Himmel ist strahlend blau, in diesem Licht leuchten die Ziegeldächer der Häuser in einem kräftigen Orangerot. Wir waren enttäuscht, als wir die Zimmertür öffneten, wir hatten keinen Blick auf die See. Als könnten wir spüren, wie sie hinter uns brandete, in unseren Rücken. Lange Zeit später fand ich ein Foto, auf dem sie lachend süße bunte Streusel auf ihr Brot hinabfallen lässt. Sie sitzt an dem kleinen Tisch in unserem Zimmer. Sie

hat so eine Art, nur halb in die Kamera zu schauen, den Blick zu senken oder ihn seitlich an der Kamera vorbei zu richten, damals erschien es mir als eine Mischung aus Koketterie und Verlegenheit. Ich finde einen ganzen Umschlag mit Bildern, ich blättere ungeduldig in Landschaften, die wir gemeinsam bereist haben; durcheinandergeraten die Jahre. Ich sehe uns in einer Hotelanlage in Griechenland, ich erinnere mich an unsere Enttäuschung beim Anblick des von der Sonne verbrannten Grases und der fahlen Felder. Im Licht eines späten Nachmittags stehen wir unter bedecktem Himmel auf dem Balkon und schauen hinunter in den weiten steinernen Hof. Jemand hat uns von unten fotografiert. Sie neigt den Kopf, ich stütze beide Arme auf das Geländer. Es überrascht mich nicht, dass sie auf allen Fotos lacht, während ich mich nur zur Andeutung eines Lächelns entschließen kann. Dafür schaue ich meist in die Kamera, widerwillig und mit einem Unbehagen, das ich nie verlieren werde. Gegen Abend, wenn es dämmerte, so erinnere ich mich, verlor ich Kraft, überkam mich der Wunsch, allein zu sein, in der Dunkelheit eines Zimmers, das wir nicht lange bewohnen würden. In der Dunkelheit einer Hotelanlage, in deren Innerem die Lichter erst früh erloschen.

Ich weiß nicht, ob ich ihr damals, in unserem Zimmer am Meer die ganze Geschichte erzählt habe. Oder ob sie sie jemals erfahren hat. Nicht einmal jetzt erscheint mir die Geschichte ganz, immer unklarer ist mir, was jetzt, nach all den Jahren, noch übrig ist von dem, was ich ihr damals hätte erzählen können. Was übrig ist von dem, was groß und nicht zu greifen war und sich mit der Zeit verfestigt hat zu einem diffusen Unbehagen. Dieses Unbehagen ließ mich vergessen, ließ mich nicht eigentlich vergessen, aber nahm mir die Erinnerung. Und doch ist jetzt die Zeit gekommen dorthin zurückzugehen. Die wenigen Bilder, die ohne Zusammenhang erscheinen, sind doppelt belichtet. Sie zeigen einzelne Momente, deren zeitliche Folge ich nicht bestimmen kann. Zugleich zeigen sie das Ende einer im Grunde endlose Partie, einen mir unverständlichen und dennoch fraglosen Ausgang, eine Straße, die sich teilt. Ich hole eine alte Fotografie

hervor, sie zeigt meinen Großvater als jungen Mann im Kreis anderer junger Männer. Am rechten Rand des Bildes fällt Licht ein, vielleicht aufgrund einer durchlässigen Stelle im Balgen der Kamera. Das Licht scheint ein Loch in das Bild zu brennen, von dort her beginnen sich die Konturen aufzulösen, die jungen Männer in ihrem Übermut sind sich der Gefahr nicht bewusst. Ich habe das Foto lange genug betrachtet, um das vom Licht Ausgelöschte als die eigentliche Mitte des Bildes zu begreifen, sie dehnt sich aus, je öfter ich es betrachte.

Ich bin überrascht, als ich im Stapel der Fotografien auf ein Bild jenes Zimmers stoße, das ich mir mit meiner Freundin teilte, für einige leichte Sommertage, deren Ende uns den Aufbruch zu einer größeren Reise versprach, noch im selben Sommer. Das Bild wurde vielleicht am Tag vor der Abreise aufgenommen. Der Raum erscheint mir kleiner als in meiner Erinnerung, Laken und Kissen sind zerwühlt, am Fußende des Bettes liegt ein Koffer, weißer Stoff ist darüber geworfen, in dem ich ihren Pullover zu erkennen glaube. Etwas spiegelt sich im Fensterglas, vielleicht ist es nur der Stoff des Vorhangs. Abendlicht, das ins Zimmer fällt. An der Wand über ihrer Seite des Bettes hängt ein Bild. Man sieht es auf dem Foto nur sehr klein, etwa in Briefmarkengröße, das Blau im Gefieder der Vögel, das Gelb der Pflanzen, die mich an Strohblumen hinter Kunststoff erinnern. Wie auf einer Skizze oder einer Studie sind zwei Vögel darauf abgebildet, der eine sitzt aufrecht auf einem dünnen Ast, der andere bildet mit seinem Körper eine Waagerechte. Ich weiß, dass du ihn liebst, sagte sie an einem dieser Tage zu mir, und ich wusste nichts zu entgegnen.

Ich hatte G. auf der Straße getroffen, zufällig, ich fuhr mit dem Auto an ihm vorbei, er machte eine Geste, ich solle anhalten. Aber vielleicht habe ich sein Winken auch nur als eine solche Geste gedeutet. Eine weniger gerichtete Aufmerksamkeit in diesem Moment, ein vorweggenommenes Missverständnis der unzähligen, die folgen sollten – und alles, was ich nun vor dem Licht schützen muss, wäre vielleicht nie geschehen. Wir sprachen nur kurz miteinander, am offenen Kofferraum eines Wagens,

der nicht seiner war. Ich realisierte erst später, dass der Mann, mit dem er gesprochen hatte, verschwunden war. Am Abend schon traf ich ihn überraschend wieder, in der Pause der Theateraufführung, die wir uns offenbar beide angesehen hatten. Die Stunden sind hell und fließen ineinander, immer in all der Zeit danach sehe ich uns bei Tag auseinandergehen, wir wenden uns ab, er entlässt mich, ich gehe die wenigen Stufen des Hauses hinab, noch im Eingang stehend sehe ich mich auf der Straße um. Mit der Zeit gewöhne ich mich an die Helligkeit, an die kurzen Stunden des Tages. An einem heißen Sommertag saßen wir nebeneinander auf einer Bank in einem Wald, ich weiß nicht, wie weit wir hineingegangen sind, der Himmel über uns ist klar und weit, mit dem Blick folge ich dem Weg ein Stück zurück in die Richtung, aus der wir kamen. Noch ungeübt im Beisammensein hatte er den Arm um mich gelegt, die Wärme schien seinen Körper noch weicher zu machen, widerstandslos. Ich wich seinen Fragen aus, wand mich in seinem Arm, er aber beharrte, wurde nicht klug aus mir. Auch ich verstand ihn nicht, glaubte nicht, dass Worte von Bedeutung sein könnten für das, was geschah, was wir kommen sahen, was ich kommen sah in einem überraschenden und irritierenden Gefühl der Fremdheit, der Fremdheit zweier Körper, ihrer ungelassenen Verbundenheit. Was ich kommen sah in Gefühlen der Erfüllung und der Trostlosigkeit; ein Aufbruch, das Ende der Reise zugleich. Es dauerte nicht lang, bis ich die Sprache wiedergefunden hatte, ich fand Worte für Wünsche und Geständnisse, für Enttäuschung und Anklage. Mit den Worten ging uns das Einverständnis verloren, das es vielleicht nie gegeben hatte zwischen uns. Wir trieben dahin, jeder seiner eigenen Strömung folgend.

Die Fenster nach hinten hinaus, zum Garten, erscheinen mir in diesem Moment, der lange zurückliegt, wie ein dunkler Spiegel, der das Bild des erleuchteten Zimmers zurückwirft. Er legt eine Kassette ein, seine Augen werden klein, er lächelt wie jemand, der lässig einem Angriff ausweicht, das Lied wird dir bestimmt gefallen, sagt er. Fifty ways to leave your lover.



Für einen Moment fühle ich mich unbehaglich in diesem Raum, der mit einem Mal so offen scheint. Wir haben einen ganzen Tag vor uns. Jetzt, am Abend, in der Dunkelheit um uns und der verbrauchten Luft, fühle ich den Tag anbrechen; fühle, wie die Stunden vergehen, bin verlassen von den Stunden, die vor uns liegen, schon spüre ich den kühlenden Wind der ersten Stunden des neuen Tages. Als seien wir nicht mehr allein, beginne ich uns zu beobachten, unsere trägen Bewegungen, unsere gelösten und erhitzten Gesichter, in die sich die vergangenen Stunden eines lange erhofften und sich nun über uns ausgießenden Glücks eingeschrieben haben. Ich sehe uns einander zugewandt, sehe ihn in einem Bogen aus dem Bild verschwinden, sehe im Spiegel, wie sich seine Gestalt hinter mir wieder nähert. Er lächelt und neigt seinen Körper, streckt seine Hand nach mir aus, hingerissen zu einer Freiheit der Bewegung, die uns beide überrascht. Ich fühle mich sicher, genieße unsere Haltlosigkeit angesichts der verrinnenden Zeit. In der Nacht wache ich auf, hole die Stunden nach, die ich in Gedanken vorausgeeilt war, halte fest, was ich greifen kann, sitze aufrecht neben ihm und verliere mich in der Betrachtung der gleitenden Konturen von Gegenständen, die mir fremd sind.

Vielleicht hätte ich damals schon wissen können, dass uns von allem nur Worte bleiben würden. Daher wohl bewahre ich die Briefe sorgsam auf, trage sie mit mir von einer Stadt zur anderen, besorgt, es könnte einer verlorengehen. Ich räume sie von einer Schublade in eine andere, weiß ihren Ort. Ich fürchte Feuer und Zerstörung, als fürchtete ich, ein Anker könne sich lösen, und etwas, das befestigt war, triebe fort. Und doch warte ich auf den Tag, da sie mich einfach zurücklassen, warte darauf, dass die Spuren, die sie tragen, die Flecken, das an den Ecken abgeriebene und geknickte Papier, die stellenweise verwischte Tinte nicht mehr meine Spuren sind. Die Briefe liegen vor mir auf dem Tisch, sie kommen mir vor wie zufällig an Land gespült, ich suche mich in ihnen und erschrecke doch über jede Ähnlichkeit zwischen mir und der jungen Frau, an die sie

gerichtet sind. Nun arbeite ich mich hindurch, Zeile für Zeile, die Seiten eng beschrieben, die Zeichen getragen von unsichtbaren Linien. Bisweilen fühle ich mich wie damals in die Irre geführt und zurückgelassen dort, wo seine Worte allen Halt verlieren. Alles füllt sich mit Luft, mit der Schwere von Gedanken, die um sich selbst kreisen. Damals, denke ich, werde ich diese Stellen überflogen haben, voll Ungeduld in der Erwartung eines Versprechens, in der Hoffnung auf eine Wendung eile ich ihr entgegen, mit der sich, denke ich, mit einem Mal die Richtung seines Schreibens ändern muss, ich erwarte die Auflösung der Form, an den Rand gedrängte Zeichen, so sehr in Eile hingeschrieben, dass sich die mir vertraute Handschrift in etwas Fremdes verwandelt. Ich fühle mich oft schläfrig in diesen Tagen meiner Exegese, als kämpfe mein Körper mit einem schädlichen Einfluss. Einmal, gegen Ende, schreibt er über das symbolische Fallen der Schrift, er schreibt quer übers Blatt, eine Art kontrollierte Entgleisung, die Lust an der Inszenierung, die aus dieser Geste spricht, irritiert mich, denn nichts liegt uns ferner, als uns selbst in Worten verloren zu gehen. Der Sinn seiner Worte verwirrt sich, unmerklich werden wir selbst zu Linien, die sich kreuzen und wieder auseinandergehen. Dann wieder, so schreibt er, fühlt er sich durch meine Worte, deren Erinnerung für mich für immer verloren ist, in die Irre geführt. Ihm schwindele, so schreibt er, während er versuche, das Geflecht der Gedanken, in die er sich verstricke, zu entwirren. An diesem Punkt kreisen seine Notizen um die Leere. Er notiert seine Worte im Kreis, die Zeilen verschlingen sich ineinander, ich gehe ihnen mit dem Finger nach, endlich verliere ich die Orientierung, streiche mit der Hand über das Papier, es ist nicht wichtig.

Wie ein Toter in die Welt der Lebenden zurückkehrt, so ist er auf ein Wort hin in mein Leben zurückgekehrt. Wie ein Toter bricht er in das Gefüge eines Lebens ein, das in seiner Abwesenheit gründet und in ihr gedeiht, er fordert sein Recht und zwingt in die Vergangenheit, während er in die Gegenwart einbricht. Die Stimme sicherer als meine, ich nehme Spuren

des Alters in ihr wahr, ich erinnere mich an sein Sprechen, gleichzeitig überdeutlich und rhythmisch, erkenne es ohne jeden Zweifel an den zitternden kleinen Unterbrechungen, die er auf Worte und Sätze folgen lässt. Eine tragende Stimme, tief und ruhig, ich erinnere mich nicht, ihn je laut erlebt zu haben. Ein Anheben der Stimme genügte, wollte er sich Gehör verschaffen. Aber ich erinnere mich an das Brechen der Stimme an jenem Tag. Ich war ihm längst unerreichbar, war nur widerwillig und voller Ungeduld für ein letztes Gespräch, wie er sagte, zurückgekommen. Ich erinnere mich nicht, wie ich ihn zurückgelassen habe, ob mich seine Worte, seine fremde Stimme, verfolgten, ob ich mich mit einer raschen und strengen Bewegung losmachte von ihm oder mich still abwandte, im Schutz von Worten, die mir recht gaben. Ich erinnere mich nicht, ob ich Bedauern empfand oder Schuld, oder ob ich befreit und in dem Gefühl, mir meinen Teil vom Leben erstritten zu haben, die vertrauten Straßen entlang und aus der Stadt hinausfuhr.

Die Musik verklingt. Ein Unwetter zieht auf, der Donner ist noch fern. Wind fährt durch das Laub der Bäume. In dieser Nacht träume ich von einem Reigen. Menschen, die ich einmal kannte (so sage ich im Traum), stehen beisammen in einem Kreis, jeder tritt einmal aus diesem Chor heraus und sagt einen Satz, der an mich gerichtet ist. Sie sehen zu mir herüber, ich stehe weit außerhalb des Kreises, sie sagen Dinge, wie man sie sich bei Tag zuruft. Ich erinnere mich an die Zeilen eines Liedes, *I hear a very gentle sound, with your ear down to the ground*. Entschuldige, schrieb ich ihm heute. Es ist so viel Zeit vergangen, alles hat sich verschoben, verschiebt sich immerfort. Wir täuschen uns über uns selbst, Frieden sei es, dachte ich, was ich suchte.